

Schreibt um euer Leben, ihr Jungen!

Wer schreibt, der denkt - warum gerade in Zeiten künstlicher Intelligenz Schüler und Schülerinnen im Gymnasium viel mehr schreiben sollten. Von Roger Staub

Wie steht es um den Einsatz künstlicher Intelligenz (KI) an den Gymnasien? Die Meinungen sind geteilt und reichen von Verteufelung bis Euphorie. Um es gleich vorwegzunehmen: Künstliche Intelligenz ist ein Hilfsmittel wie jedes andere auch, das sich der Mensch ersonnen hat, um sich das Leben zu erleichtern. Seine bahnbrechende Entwicklung wird auch nicht aufzuhalten sein und Nutzen oder Schaden hängen einzig von den Nutzern ab, nicht von den Algorithmen. Die Möglichkeiten von künstlicher Intelligenz sind natürlich enorm. Brauchte man früher Wochen oder gar Monate für eine thematisch spezifische Quellstudie, erledigt KI das innert Sekunden. Ebenso kann generative KI in kürzester Zeit ein Referat, eine pfannenfertige Seminararbeit oder Studien erstellen – sprachliche Personalisierung inklusive.

Wenn wir von der Textproduktion auf Gymnasial- und Hochschulstufe sprechen, dann glaube ich nicht, dass der Einsatz künstlicher Intelligenz Kern des Problems ist. Sie verlagert es lediglich, ohne es allerdings zu lösen. Um es einfach zu sagen: Das Problem besteht schon länger, und zwar darin, dass wir den jungen Menschen das Schreiben nicht wie gefordert beibringen. Im Gymnasium wird viel zu wenig geschrieben und das Schreiben beschränkt sich oft auf vier oder fünf Texte pro Semester, die dann auch gleich der «Bewertung» unterliegen, worin Grammatik und Rechtschreibung zunehmend an Bedeutung gewinnen, weil der Bereich «Sprachkorrektheit» leicht quantifizierbar ist und objektiv unangreifbar erscheint. Der Korrekturaufwand für eine Deutsch-Lehrperson beträgt je nach Pensum und Unterricht 12–20 Stunden pro Woche, da wird sich kaum jemand zusätzliche Texte jenseits der geforderten Benotung aufhalsen.

Beginnen könnte man mit der Mitschrift

Der strukturelle Widerspruch zwischen Lernziel (Vermittlung von Schreiben) und Ressourcen (Arbeitsbelastung der Lehrperson) liesse sich mit einer «Schreibkultur» lösen, in der das Schreiben zu einem selbstverständlichen Bestandteil des Unterrichts jenseits ständiger Bewertung wird. Man kann sich fragen, ob Korrekturen inklusiv Kommentare oder noch so ausgeklügelte Bewertungsrastrer entscheidend zur Entwicklung der Schreibkompetenz beitragen. Texte sollten innerhalb des Lernprozesses auch ohne Bewertung einen Wert haben, in dem Vertrauen, dass durch regelmässiges Schreiben sich nicht nur die Sprachkompetenz verbessert, sondern auch die Rezeption; nach aussen in Bezug auf die möglichst korrekte Erfassung der Realität, und nach innen in Bezug auf die eigene Wahrnehmung – der Text als kognitive Dialektik zwischen Innen- und Aussenwelt. Beginnen könnte man mit der «Mitschrift», einer anspruchsvollen Technik, die bereits die volle menschliche Intelligenz erfordert: Zuhören (Rezeption), in eigene Sprache übersetzen (Transformation) und eigensprachli-

che Niederschrift (Protokoll). Eine für den Erfolg eines Studiums in Vorlesungen oder Seminaren nicht zu unterschätzende Fähigkeit, zumal sie die von Hochschulen und Universitäten seit Jahren bemängelte Schreibkompetenz befördern würde. Studierende, die das Schreiben gewohnt sind, werden nicht gleich auf KI zurückgreifen, selbst wenn sie vermuten, dass diese es «besser» macht. In Bezug auf das Selbst ist jede Technik, die nicht der menschlichen Souveränität unterworfen ist, Täuschung oder Verrat.

Die Bedeutung des muttersprachlichen Unterrichts, dass Arbeit an der Sprache Arbeit am Denken ist und auch das Verständnis literarischer und sachbezogener Texte erheblich fördert, wird zwar gesehen. Aber gerade angesichts einer Gesellschaft, die sich unter der technischen Entwicklung dramatisch verändert hat, müssen wir vermutlich unser Bildungssystem einer erneuten Betrachtung unterziehen – dies nicht nur in Bezug auf die Vermittlung von technischen und medialen Fähigkeiten wie etwa «Medienkunde» oder «Informatik», sondern in Bezug auf die Entwicklung der Persönlichkeit eines jungen Menschen, die – sieht man die gymnasialen Kernziele – nach wie vor im Zentrum steht. Persönlichkeitsentwicklung und Entwicklung der individuellen Sprache sind eng verwoben, das wird

auch so bleiben, und deren Beförderung sollte in erster Linie auf der Grundlage menschlicher Intelligenz erfolgen und nicht auf der Basis von künstlicher.

Im Dienste einer freien und starken Gesellschaft

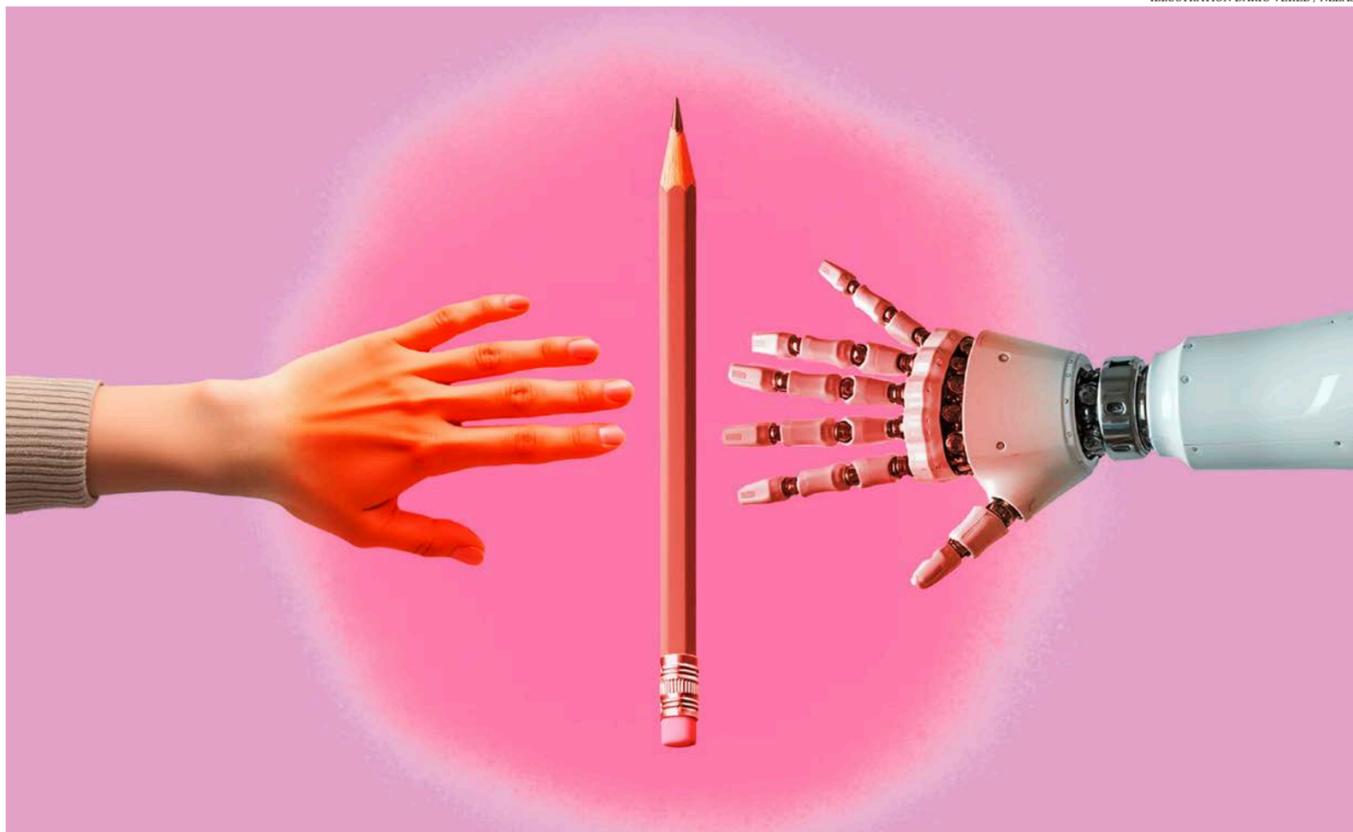
Man meinte, hier offene Türen einzurennen, aber bis jetzt findet die Entwicklung der individuellen Sprachkompetenz in der Ausbildung der Lehrpersonen und den Konzepten unserer Schulen keine hinreichende Entsprechung. Mag sein, dass Nutzung und Entwicklung von Social Media damit zusammenhängen. Doch das Lamento über «die Jugend», Social Media oder KI bringt nicht weiter. Das Schreiben wurde auch früher – nicht nur an den Gymnasien – vernachlässigt. Das Problem ist also älter, und die Tatsache von KI böte Gelegenheit (auch durch deren sinnvollen Einsatz), der individuellen Sprache die Bedeutung zukommen zu lassen, die ein starkes «Selbst-Bewusstsein» befördert.

Ein Wort noch zum Einsatz von künstlicher Intelligenz im Rahmen der Vorbereitung von literarischen Werken für die mündliche Matura in Zeiten, wo Schülerinnen und Schüler eine Maxi-

malnote erreichen, ohne auch nur ein Werk gelesen zu haben. Das ist Unsinn und repräsentiert nicht vier, fünf oder sechs Jahre Gymnasialunterricht, sondern lediglich die Cleverness im Einsatz künstlicher Intelligenz. Die Lösung ist aber einfach: Geprüft wird in einer mündlichen Maturaprüfung «alles, was der Fall war». Eine Maturandin, ein Maturand müsste also anhand eines vorgelegten repräsentativen Textes zeigen, wie weit er oder sie fähig ist, Funktionalität von Sprache und Literatur zu erkennen und deren individuelle und kulturelle Bedeutung in eigener Sprache zu beschreiben. Am Ende einer Kette von Lernprozessen steht das Individuum mit seinen ureigensten, geistig und körperlich verankerten Fähigkeiten; die sollten wir in Zeiten abnehmender Lese- und Schreibkompetenz entwickeln helfen und am Ende adäquat prüfen, wenn wir eine freie und starke Gesellschaft mit verantwortungsbewussten jungen Menschen und faktenbasierten Diskursen erhalten, ja befördern wollen.

Roger Staub ist Schriftsteller und war Deutschlehrer am Gymnasium. Bei Cornelsen ist seine «Aufgabensammlung zum innerdisziplinären Schreiben» erhältlich. Seine Romane erscheinen bei Edition 8.

ILLUSTRATION DARIO VERÉB / NZZAS



Wer gewinnt? Der Mensch. Wenn er diesen Satz beherzigt: Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Denken.

Zugabe



Etwas über Kreise, Schlagfertigkeit und Hackbretter

Von MANFRED PAPST

Lieber lache ich mit schlechtem Gewissen als gar nicht. Zum Beispiel wenn jemand das, was früher als Nationalcharakter bezeichnet wurde, karikiert. Natürlich weiss ich, dass das Zuordnen von Stereotypen zu bestimmten Nationen – die Schotten sind geizig, die Korsen faul, die Spanier stolz – gefährlich sein kann, weil es Vorurteile zementiert und Diskriminierung begünstigt.

Gleichwohl möchte ich auf den folgenden Text nicht verzichten:

«Die Nationen wurden aufgefordert, einen Kreis zu zeichnen. Der Amerikaner trat an mit einer Kreiszeichnungsmaschine, the biggest of the world; der Engländer zeichnete freihändig einen fast einwandfreien Kreis, der Franzose ein reichgeschmücktes Oval, der Österreicher sagte: «Gehns – mir wern uns do

net herstellen» und pauste den englischen Kreis durch. Die Deutschen lieferten ein Tausendundsechsendneunzig-Eck, das fast wie ein Kreis aussah, es war aber keiner.»

Kurt Tucholsky hat diese kleine Betrachtung zusammen mit einigen anderen Aperçus zum Thema unter dem Titel «Nationales» 1926

Wie gern würde ich mit Tucholsky sprechen!
Zum Beispiel über das Wort «schlagfertig».

in der «Weltbühne» veröffentlicht. Ich kann mir nicht helfen (und will es auch gar nicht): Jedes Mal, wenn mir die Geschichte wieder einfällt, muss ich lachen.

Tucholsky zählte zu den profiliertesten Publizisten der Weimarer Republik. Er liebte die Sprache und traute ihr nicht. Wie gern würde ich mich mit ihm unterhalten! Beispielsweise über das Wort «schlagfertig». Wir verwenden es bewundernd für Leute, die auf eine unerwartete Frage schnell und geistreich reagieren. Die englische Entsprechung lautet «quick-witted», die französische «vif d'esprit». Keins dieser Wörter ist so martialisch konnotiert wie das deutsche. «Schlagfertig» heisst doch auch: stets bereit, loszuhauen, immer feste druff! Der Schlagfertige ist auf Krawall gebürstet. Im Deutschen Bundestag ist diese Art von Esprit allgegenwärtig, hierzulande lässt sich die

Haltung in der Frage «Wotsch Lämpe?» (Man wird ja wohl noch fragen dürfen!) zusammenfassen.

Ich will das Beispiel nicht überstrapazieren. Aber ist es nicht lustig, wie unterschiedlich das gleiche Ding in verschiedenen Sprachen auftreten kann? Nehmen wir zum Beispiel die schöne, mit Klöppeln gespielte Kastenzither, die im englischen Sprachraum «dulcimer» heisst. In dem Wort steckt «dulce» und «melos», die Süsse und der Klang.

Und wie heisst das Ding bei uns? Hackbrett! Wie das Brett, auf dem man die Zwiebeln für den Hackbraten zerkleinert. Understatement, klar: Darin sind wir gross. Aber «Hackbrett» ist nicht bloss ein liebevoll-spöttischer Spitzname wie etwa «Quetschkommode» für Akkordeon. Wir haben für das zart klingende Instrument nur dieses eine, grobe Wort.